

DIE NICHT 68ER REVOLUTION

1917 – vor 90 Jahren

von Siegfried Mattl und Béla Rásky (Wien)

Erstveröffentlichung

Gespräch v. Siegfried Mattl (SM), Béla Rásky (BR), Peter Plener (PP) und Amália Kerekes (AK), am 06.10.2007 in Budapest.

1 http://www.kakanien.ac.at/beitr/materialien/Kakanien_revisited15.pdf.

2 Cf. Hans Hautmann: Die Oktoberrevolution und Österreich. In: Mitteilungen der Alfred Klahr-Gesellschaft 1997, http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Hautmann_4_97.html.

3 Pilz, Peter: Revolution und Mokka. In: Löw, Raimund (Hg.): Die Fantasie und die Macht. 1968 und danach. Wien: Czernin 2006, pp. 43-49, hier p. 43.

4 Löw, Raimund: Der Charme der Widersprüche. In: Löw 2006, pp. 81-124, hier p. 92f. Zur Zeitschrift Gegenstimmen cf. auch Kerekes, Amália/Rásky, Béla: »Wir waren echte Internationalisten«. Die parallele und sekundäre österreichische Öffentlichkeit der ungarischen zweiten Öffentlichkeit. In: http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/AKerekes_BRasky1.pdf. v. 29.09.2006.

AK: Die Grundidee unserer Diskussion geht auf das Themenheft *Diskurszeit – Wendejahre in/für Südost- und Mitteleuropa* von *Kakanien revisited*¹ zurück. Damit wollten wir eine Vergleichsbasis für die MOE/SOE-Länder schaffen, Gleichzeitigkeiten feststellen, und zwar anhand der Hypothese, wonach die mit den Wendejahren verbundenen »nicht mehr«- und »noch nicht«-Situationen Kulminationspunkte hervorbringen, denen mit einem disziplinar komplexen methodischen Instrumentarium anzunähern ist. Der jetzige Härtestest dieser Hypothese, Oktoberrevolution vor 90 Jahren, scheint auf den ersten Blick eine durchaus glückliche Wahl zu sein, denn in einer österreichisch-ungarischen vergleichenden Perspektive kann in diesem Fall nur äußerst bedingt von Gleichzeitigkeiten gesprochen werden. Zweifelsohne gleichzeitig ist das aktuelle Desinteresse dem Jubiläum gegenüber, in Österreich mit einer längeren Vorgeschichte, denn bereits 1987 erschien die einschlägige Nummer der *Arbeiter-Zeitung* ohne einen einzigen kurzen Kommentar zum 70. Jahrestag.² Die wenigen heurigen Veranstaltungen im mitteleuropäischen Raum zeichnen sich auch durch eine starke Polarisierung aus: Das Jubiläum wird zum Anlass genommen, entweder des Terrorregimes in Sowjetrußland in den 1920er Jahren zu gedenken, oder die Ideologisierung politischer Ismen zu perspektivieren.

Als mittlere Position unter den Tendenzen der Erinnerungskultur möchten wir mit dem jetzigen Gespräch zum Stichwort »revolutionäre Vergangenheit« Mikro- und Makrogeschichten kombinieren, und zwar anhand der politischen Biografie von zwei Zeithistorikern, deren Lebensläufe mit dem derzeit meist beachteten Wendejahr 1968 in Verbindung stehen. Zwei aktuelle Zitate als Vorstellung aus dem Band *Die Fantasie und die Macht. 1968 und danach*, der Zeitzeugenberichte über die 1970er Jahre in Österreich versammelt: »Die GRM war die Gruppe Revolutionärer Marxisten, die österreichische Sektion der IV. Internationale. Meine politischen Gegner unterstellen mir heute, wir hätten damals in der Wiener Neustiftgasse die Weltrevolution vorbereitet. Genau das war der Fall. Monate vor meinem Beitritt zur GRM war ich gemeinsam mit Siegi Mattl und Robert Wiesner aus dem VSSStÖ, dem Verband Sozialistischer Studenten, ausgeschlossen worden. Die Mehrheit dort hatte sich für die Ochsentour durch die Partei entschieden. Wir waren anderer Meinung und nach einer kurzen Sitzung draußen. Siegi Mattl trat bald danach der GRM bei. Robert Wiesner beschloss, eine [TV-]Sendung, namens »Wiesner fragt« gründlich vorzubereiten. Ich folgte Siegi und wurde Trotzlist. [...] Bei unserem Aufnahmegespräch fragte Fred [ein Leitungsmitglied der GRM] Siegi und mich, welchen Decknamen wir gewählt hätten. »Siegi« und »Peter«. Das wären keine Decknamen, lautete seine Antwort. In Wirklichkeit aber waren das die raffiniertesten Decknamen, denn die Stapo würde nie vermuten, dass ...«³ Soweit der heute schon langjährige Abgeordnete der Grünen Peter Pilz.

Und aus der Studie des Herausgebers Raimund Löw über die osteuropäischen Reisen sozialistischer Jungintellektuellen in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre: »Eine Folge dieser gemeinsamen Erfahrungen war die von Imma Palme, Hans Ljung und Bela Rasky, die aus dem linken Flügel des VSSStÖ kamen, gestaltete Zeitschrift »Gegenstimmen« des »Sozialistischen Osteuropakomitees«. Wir wollten eine dauerhafte Verbindung der Neuen Linken im Westen mit den Dissidenten Osteuropas herstellen. Bald wurde die Unterstützung der polnischen Solidaritätsbewegung die wichtigste Aufgabe der »Gegenstimmen«. [...] An unsere Weltrevolution wollten unsere klugen polnischen, ungarischen oder tschechischen Freunde sowieso nicht glauben. Die Revolutionen von 1989 haben schließlich auch mit Parolen gesiegt, die eher an das Jahr 1848 erinnern, als an die Träume der antistalinistischen Linken.«⁴ Die erste Frage bezieht sich folglich darauf, wie Ihr mit dem Phänomen umgehen könnt, zu Lebzeiten in dieser Form historisiert zu werden.

SM: Ich finde an dieser Mémoiresliteratur immer so bemerkenswert, dass sie versucht, sich ironisch zu geben, und dass das, was dazwischen liegt, nämlich ein echter Erfahrungsprozess, zugunsten einer psychologischen Perspektive eliminiert wird. Die

5 Im November 1977 wurde der Chef des größten österreichischen Textilkonzerns Palmers von einer Schwesterorganisation der RAF in Wien entführt, vier Tage lang festgehalten und gegen ein Lösegeld von 31 Mio. Schilling freigelassen.

ewige Erzählung, die man sowieso kennt, wenn politischen Aktivisten gesagt wird: Wir sind ja so froh, dass ihr radikal seid, denn wenn ihr jetzt nicht radikal seid, was soll dann daraus werden, wenn ihr älter seid. Dies ist zugleich eine Entmächtigungsstrategie gegenüber neuen jungen Leuten durch jene, die sich in sicheren Positionen befinden, und die man damit immer schon zu Epigonen stempelt. Das ist das eine, das mir an diesem Narrativ nicht gefällt, das zweite ist, dass keine Auseinandersetzung mit dem stattfindet, was tatsächlich in den Anfangsjahren, Mitte der 70er Jahre und in den 90er Jahren passierte, denn es geht natürlich nicht darum, dass die Menschen gesagt haben, dass die Neue Linke irgendwie Humbug betrieben hätte, und die anderen haben es schon immer besser gewusst. Und leider übersieht auch Raimund Löw, dass es dazwischen die massivsten Auseinandersetzungen, sozialen Konflikte gibt, die man sehr präzise als Klassenkämpfe bezeichnen kann. In dieser Hinsicht könnte 1979 für uns alle ein viel entscheidenderes Wendejahr sein, der Regierungserfolg von Margaret Theatcher und der Beginn des Marktpopulismus, der aber 5-6 Jahre braucht und ein massives Instrumentarium einsetzt, um die Machtstrukturen zu verändern, also die Arbeitsbeziehungen im Sinne der Auflösung des Vorsorgestaates zu verändern und dann – was heute die entscheidende Ebene ist – die Verlagerung der Machtverhältnisse auf die Ebene einer spezifischen Form des Finanzkapitals durchzusetzen.

Die ironische Form wird also von den Leuten gewählt, die Erfolg gehabt haben, im Sinne von Anerkennung und Karrieren. Da interessiert mich eigentlich die Biografie derer, die es nicht geschafft haben, in diesem Sinne, mehr. Leute aus der Neuen Linken beispielsweise, so genannte Basisaktivisten, die etwa in der *Presse* schreiben, was die Palmers-Entführung⁵ für sie bedeutet hat und inwiefern es einen fundamentalen Einschnitt in ihrem Leben bewirkt hat. Vielleicht muss ich da aber wirklich ausholen und erläutern.

1977 bildet sich eine nicht mehr von Parteikonzepten geprägte Struktur von Basisbewegungen politisch-kultureller Art heraus, in die ein paar tausend Leute involviert waren, die uns gegenüber sehr stark solidarisch waren. Gemeinsame Projekte wurden entwickelt und dann kommen die Palmers-Entführung, und damit auf einmal das totale Misstrauen in dieses Milieu hinein, das führt zu Rückzug, zur Deprimierung, zur Isolation. Leute mit massiver Selbstüberzeugung wurden in einer echten Depression und Paralyse zurückgelassen, aus der sie sich nicht mehr wirklich wieder freimachen können. Mich interessieren immer mehr solche Momente, solche Muster, die eher etwas Strukturelles an sich in Umlauf bringen, als die anekdotischen Geschichten, wie im Beitrag von Peter Pilz, über den ich mit ihm diskutiert habe, und er hat gänzlich vergessen, dass wir 1976 mit einem kaputten VW von Wien nach Lissabon gefahren sind, um irgendwie an dieser Revolution teilzunehmen. Ich sag das, weil wir in den 70ern ja tatsächlich mit der Nelken-Revolution in Portugal eine neue Möglichkeit auftauchen sehen, Politik und Lebensform zugleich zu revolutionieren.

BR: Ich finde es schon witzig in den zitierten zwei Sätzen, dass man die ganze Geschichte so rasch abhandeln kann, die für mich biografisch wichtig war: Dass man nächtelang diskutiert hat, was in Polen passiert, über unsere Enttäuschungen, dass alles in eine andere Richtung geht, dass wenn wir nach Polen gehen und mit den Arbeitern diskutieren, die alle den Rosenkranz in der Hand haben und der Imma Palme die Hand küssen. All diese Enttäuschungen und Hoffnungen kommen in diesen drei Sätzen nicht rüber. Ob es reproduzierbar ist, interessiert es heute überhaupt jemanden? Dein Ausschluss aus dem VSStÖ, das war sicherlich eine Zäsur, wenngleich ich nie im linken VSStÖ war. Diese Diskussionen, die ich auch nicht reproduzieren könnte und die mich heute in dieser Form zum Teil nicht mehr interessieren, wo man Texte gelesen hat über den Kapitalismus, über die Gewerkschaften – wie willst Du das heute vermitteln, was wir daraus gewonnen und nicht gewonnen haben, in welche Richtung das gegangen ist. Das bleibt doch das Anekdotische, oder?

SM: Nein, nicht zwangsweise, wenn ich daran denke, wie sich die sog. italienischen Postoperialisten einfach darum bemühen, verständlich zu machen, wie die aktuelle Situation entstanden ist. Das muss man als eine antiideologische Arbeit begreifen. Es

6 Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien: Ueberreuter 1994.

7 Cf. Mattl, Siegfried: Kontrast der Bewegungsformen. Die kinematografische Begeleitung von Revolution und Restauration 1918/1919. In: Dewald, Christin (Hg.): Arbeiterkino. Linke Filmkultur der Ersten Republik. Wien: Filmarchiv Austria 2007, pp. 11-22.

gibt in den meisten Erzählungen bei uns eine mythologisierte Begrifflichkeit, die Ära Kreisky als Symbol der Sozialdemokraten, die damit meinen, alles sei schlagartig besser und moderner geworden. Und die ÖVPLer sagen, nein, es gab schon davor die Modernisierung, die eigentlich durch die Sozialdemokraten unterbrochen wurde. Und die dies wieder anekdotisch begründen, etwa folgendermaßen: Während der konservativen Vorgängerregierung ist der erste österreichische Computer, der leider Analogrechner war, entwickelt worden, wie es im Buch von Ernst Hanisch über Österreich im 20. Jahrhundert heißt.⁶ Da wird in Permanenz Ideologearbeit mit Geschichte gemacht, deshalb wäre da eine Art von Gegenaufklärung notwendig, kein Anekdotismus.

BR: Die Frage ist: Wenn Du selber in diese Prozesse verwickelt warst, im Kleinen, nicht im Großen, können wir das überhaupt beschreiben, ohne dabei ins Anekdotische zu verfallen. Was hat es geheißen ganz konkret in Deiner Geschichte, aus der Sozialdemokratie ausgeschlossen zu werden und sich einer linksradikalen Gruppe zuzuwenden, anfangen, ganz anders zu denken – wie können wir die eigene Geschichte beschreiben? Oder wie im Fall von Raimund Löw, der zu einem Erfolgsmenschen wird, wie eine ganze Gruppe von uns?

SM: Ich halte das Generationenkonzept für wichtig. Es ist etwa ein erheblicher Block von Lehrern, die nicht unbeteiligt waren am Aufbrechen von autoritären Strukturen in den Schulen, die eine ganz andere Art vom Umgang praktizierten und bis heute praktizieren. Und dennoch: diese Generation ist irgendwie stumm, ihre Erfahrungen sind nirgends repräsentiert, außer vielleicht in Robert Menasses Romanen und Essays. Die Frage ist, welches Genre man wählt. Ich finde, dass paradoxes Schreiben schon etwas für sich hat. Eigentlich ist man froh, dass man von jemandem aus der politischen Organisation ausgeschlossen wurde, der später als Innenminister für den Tod von Omafuma mehr oder weniger verantwortlich zeichnet. Worum es mir geht, ist so etwas wie Haltung, die man durch sein Leben durchziehen kann.

AK: Was wäre demnach die adäquate Form des Vermittelns, des Dokumentierens in Hinblick auf den von Siegfried Mattl angedeuteten pädagogischen Wert?

SM: Die Montage, weil man mit einer Situation zurechtkommen muss, dass man über einen Sommer weg ist und in die Stadt zurückkommt, und man findet, dass die ganze linksalternative Kultur weg ist. Das sollte man versuchen, in ein Konzept zu bringen, etwa damit was Konsumarismus heißt und was z.B. meine Studenten aus einer kritischen Perspektive her wahnsinnig interessiert, weil es immer mit Manipulation, Machtstrategien verbunden erscheint. Die Plastizität, die sich aus eigener Beobachtung ergibt, würde ich aber nicht gern in den Mittelpunkt rücken, sondern die Phänomene sammeln, was die einzige Legitimation für Historiker ist, nämlich Mikrogeschichten finden zu können, sie zu verdichten und zu allgemeinen Aussagen hinzuführen.

AK: Wie würdet Ihr den Stellenwert unserer jetzigen Fragestellung innerhalb der Historiografie und im österreichischen Universitätscurriculum einschätzen?

SM: Ich würde sagen, es ist jetzt nicht die Zeit dafür, mit dem Universitätsreformprozess geht es wirklich um völlig anderes. Ich denke, um diese Frage geht es eher im kulturellen Bereich, es geht um Konfrontation mit affektiven Bildern. Als Beispiel dafür erwähne ich das Symposium über den österreichischen Dokumentarfilm, das ich nächstes Jahr machen werde. Und da ist eine Herausforderung, dass man nicht allein auf der Ebene des Erzählens bleibt, etwa im Fall des Films über die Ausrufung der Republik im November 1918. Der Film selbst weist keine Ordnung auf, zerfällt in Fragmente, schwer zu deutende Bilder und führt in ein offenes Ende ein.⁷ Darum ist es interessant, an solchen Dingen anzusetzen, weil es natürlich einen gemeinsamen Bildervorrat, eine gemeinsame Sprache letztlich über ganz unterschiedliche Generationen, Milieus eröffnet. Dies führt zugleich darauf zurück, wie eine hegemoniale Geschichte erzählt wird. Dieses Dokument setzt ja nicht selbstreferenziell ein, als ob es immer schon selbsterzählend wäre. Dabei wird immer unterschlagen, welche Konstruktionen,

Logiken eigentlich in diesen massiv über das staatliche Fernsehen, in den Schulen vertriebenen Bildern stecken.

BR: Als wir Studenten waren, haben wir versucht, dieses Rebelle hineinzutragen, was ja heute fehlt. Heute wird dieses Hegemoniale eingedrückt, wir haben aber an der Universität, vor allem in unseren Organisationen versucht, ein Gegenbild herzustellen. Und das funktioniert heute offensichtlich überhaupt nicht mehr.

SM: Natürlich hat sich das Geschichtsbewusstsein verändert, es gibt viele Formen, mit denen man versucht, dies zu begreifen. In den 50er und 60er Jahren hieß es, wo immer du reingrößt, triffst du auf etwas, das mit der autoritären Fragestellung verbunden ist. Mit der Vergangenheit dieser Länder, mit dem Nicht-Thematisieren der autoritären, faschistischen Geschichten, die aber immer da sind. In der Literatur stößt man immer darauf, und Hans Lebert zu lesen, war ein politischer Akt, und ihn in den Kanon zu stellen, ist aktualpolitische Arbeit mit der Vergangenheit.

AK: Was waren die wichtigsten historischen Referenzpunkte, Jahre, Ereignisse, für Euch damals in der österreichischen Geschichte? Eventuell 1918?

SM: 1934 war so ein Referenzpunkt, der sich durch die Familienerzählungen gezogen hat, damit ist man groß geworden.

PP: Ich sehe ein anderes Problem dabei. Nämlich dass die, die heute in Eurem damaligen Alter sind, zwar mit jenen autoritären Strukturen nichts mehr zu tun haben, aber dafür – überspitzt formuliert – ein komplementäres Problem »geerbt« haben, denn diese Leute sind ihnen sozusagen weggestorben. Ich meine damit: Dass wenn Du auf bestimmte Professoren oder auch Regierungsmitglieder gestoßen bist, du sagen konntest, dass das Nazis gewesen sind, dass es hier um grausige Geschichten geht, Leute umgebracht wurden usw. Und du hast, selbst wenn du das blindlings gesagt hast, eine enorme Trefferquote gehabt. Das hast du heute nicht mehr. Wenn Du heute in so einer Situation bist, dass du ein mit Repressalien operierendes System angehen möchtest, hast du diese Anklage nicht mehr bei der Hand. Du musst heute von Haus aus mit ganz anderen Methoden arbeiten, andere Formen der Systemkritik herausarbeiten. Denn es fehlt einem sozusagen die zu den von Euch erwähnten Zeiten bestens erprobte Grundberufung.

SM: Ja, dies ist ein Overkill an Geschichte. In der österreichischen Literatur ist es schockierend, wie wenig zeitbezogene Romane es gibt. Als Beispiel Robert Menasse, der ins Archivistische wieder reingeht. Und was mich immer wieder fasziniert, ist samstags das *Spektrum* von der *Presse*: Es ist unglaublich, wie wenig zeitbezogene Analysen darin sind, aber überall historische Erzählungen. Es wird praktisch jedes Problem in einen historischen Mantel gehüllt, um Eingang zu finden. Und dann reden wir noch gar nicht davon, was auf der medialen Ebene an Hype mit Geschichte, v.a. mit visueller Geschichte da ist, z.B. die Dokumentationen, die ein manichäisches Weltbild stiften. Sie suggerieren eine Orientierung, dass die Vergangenheit nicht relativ, sondern absolut verfügbar ist, und dass man nichts mehr entdecken muss, sondern bereits alles da ist.

BR: Bei mir haben österreichische Daten in der Familie keine Rolle gespielt, sondern 1956. Mein Zugang war aber überhaupt nicht an Daten gebunden, sondern an die Grunderfahrung von Zuhause, dass dich die Geschichte auf irgendeine Art und Weise beeinflusst hat, von der man einerseits getrieben ist, die man andererseits gestalten kann. Als ich mich mit österreichischer Zeitgeschichte beschäftigt habe, habe ich wegen der fehlenden familiären Konnotationen ein neutrales, distanziertes Verhältnis zum Ganzen gehabt.

AK: Wie würdet Ihr unter all diesen Mikro- und Makrogeschichten 1917 verorten?

SM: Zum einen geht es natürlich darum, dass du in einer Kultur lebst, die stets von Epochen spricht. Die wichtigste Bestimmung von Epoche war zu unserer Studentenzeit das Konzept der Bipolarität. Aber das politologische Gerede ist ja zu weit weg, um dich zu affizieren, wenn ich jetzt an die jugendbewegte Aufbruchsstimmung in den 60ern und frühen 70ern denke. Das Imaginäre, das etwa über Sergej Ėjzenštejn vermittelt wird, erwischt dich zwischen 14 und 18 als rebellischen Gestus. Das gilt wahrscheinlich heute noch genau so, wenn man will: die Faszination der Utopie. Das Bild einer Revolution fassen zu können, die konkreter als die Französische Revolution erscheint, also die Ästhetik, die birgt doch immer noch ein Versprechen.

AK: Woran kann das liegen, dass sich die Bilder der Revolution so klar von ihren Konsequenzen isolieren lassen?

SM: Weil es so etwas wie eine archaische Erzählung bildet. Wenn man heute Literatur über Petersburg liest, über die Topografie und die Stadtstruktur, dann findet man alles wieder: das Salz der Erde, Zentrum und Peripherie, all das, wodurch Machtbeziehungen und Ungleichheiten fixiert werden können. In der symbolischen Repräsentation ist es durchaus da.

BR: Das würde ich nicht nur an Eisenstein festmachen. Wenn man an die Diskussionen im VSStÖ oder in der GRM denkt, wir haben in der jungen Sowjetunion gelebt. Wir haben die damaligen Diskussionen wiederholt, die Industrialisierungs- die kulturpolitischen Debatten zum Teil mit verteilten Rollen nachgespielt. Und heute in den Kunstmuseen ist alles da, denke man an Marcel Breuer-Ausstellung, an El Lissitzky. Für mich war die Zäsur mit dem Stalinismus die große Wende, vorher im Sozialistischen Osteuropakomitee war die junge Sowjetunion absolut positiv konnotiert, wie etwa die Alphabetisierungskampagne in Nicaragua.

SM: Natürlich kommen die Avantgarden ins Spiel, auch wenn Quellen entdeckt werden, die die Avantgarden problematisch machen, sie bleiben ein überaus wichtiges Bildungsmittel. 1917 war aber nicht an sich problematisch, denn in Österreich gab es eher einen Russendiskurs, der lastete, will sagen: der Antikommunismus ist ja nochmals aufgemischt worden mit einem Anti-Slawismus, den man nicht ganz zu Unrecht mit der NS-Ideologie verknüpft gesehen hat.

AK: Aber 1917 habt ihr nicht direkt mit einer ideologischen Diskussion verbunden?

BR: Ich schon. Gerade wegen der Werke von Trotzki haben wir in dieser kleinen Gruppe alle möglichen Debatten hergezogen und durchgespielt.

SM: Niemand hat die russische Revolution als Katastrophe oder das zaristische Russland als wichtigen, leider untergegangenen europäischen Faktor angesehen. Welche Images, welche Motive dabei im Hintergrund stehen, ist aber eine andere Geschichte. Das alles passt in die österreichische Selbstvermarktung nach 1945, dass man das politisch-soziale Geschehen 1917 russifiziert, und da ist nicht so entscheidend, ob jemand Stalin oder Peter heißt. Es ist eher darum gegangen, dass dies mit der Dämonisierung und Dehumanisierung des sog. Russen nichts zu tun hat. Dieser dominante »der Russe«, »der Barbar« hat uns mehr stimuliert: Wie kann man diesen Quatsch ausheben?

BR: Ich verfallende nun ins Anekdotische. Eine der großen Debatten in den *Gegenstimmen* war: Inwieweit bleibt man solidarisch mit der SU. Ich sagte, ich bin nicht mehr solidarisch, und von Raimund Löw habe ich darauf eine ideologische Schulung bekommen, aufgrund der ich schon befürchtet habe, ich werde ausgeschlossen aus der Zelle. Wir im Sozialistischen Osteuropakomitee waren unheimlich angefeindet, es war ein äußerst harter Kampf. Es gab ein Jusotreffen in Wien nach dem Militärputsch, und wir sind aufgetreten mit »Sozialisten für Solidarność«, und dann waren wir nahe daran, von den deutschen Jusos niedergeschlagen zu werden. Aber die junge Sowjetunion stand außer

Debatte, und angesichts der neueren Dokumente würde ich sie zwar problematisieren, damals war es aber sakrosankt.

SM: Wenn du in einer Organisation bist, die sich IV. Internationale nennt und in der es amerikanische und lateinamerikanische Sektionen gibt, wo die lateinamerikanischen gegen die Beschlüsse der NATO demonstrieren und finden, es ist ein aggressiver Akt gegen die SU, und dann gibt es maoistische Gruppe, die sagen, es ist uns vollkommen egal, sie sind zwei Imperialisten – irgendwie muss man sich dazu verhalten, und es gab Diskussionen, die über Tageszeitungen vermittelt wurden und in denen eine eindeutige Stellungnahme gefragt war. Und dann kann ich mir vorstellen, dass jemand wie Raimund Löw als große Figur in der IV. Internationale meint, so dilatorisch kann man das aber nicht behandeln, dann muss man einen dezidierten Satz aussagen, und deswegen sagen wir bürokratisierter Arbeiterstaat. Natürlich werden aber die Trotzlisten immer dabei sein und sagen, dass es legitime Formen von Aufständen gegen diesen Staat gibt.

AK: Wenn ich es richtig weiß, seid Ihr keine praktizierenden Trotzlisten mehr. Wann ist es ausgeklungen?

SM: 1987/1988. Es hat einen konkreten Grund gegeben, weil dann die Trotzlisten auf die glorreiche Idee gekommen sind, die sog. proletarische Wende einzuleiten und ihre studentischen Kader dazu anzuhalten, Fabrikarbeiter zu werden. Und das, während die Industriegesellschaft zerfällt, und dies hat nicht nur die Gruppen zersplittert, sondern auch die Leute, die tatsächlich abgewandert sind, innerhalb von kürzester Zeit den anderen völlig entfremdet.

PP: Auf der anderen Seite war die Arbeiterschaft selber nicht rasend begeistert von den Intellektuellen. Ich erinnere mich an 1987, als wir das Audimax besetzt hatten und ein halbes Jahr im Herbst 1987 gestreikt wurde, gab es den glorreichen Versuch, sich um 6 Uhr in der Früh zu Schichten zu stellen und Flugblätter auszuteilen, damit sich die Arbeiterschaft mit den Studierenden solidarisiert. Es war nachher so, dass uns Watschen angedroht worden sind, wenn wir sie von der Arbeit weiter abhalten wollen.

SM: Ich erkläre es mir etwas anders, wenn diese Vorstellung vom Proletariat scheitert. Sie wurde immer über die Entfremdungskonzeption, über die politische Ökonomie, über ein teleologisches Konzept entwickelt. Wenn man sich aber anschaut, warum diese Vorstellung plausibel und mächtig werden konnte, hat dies damit zu tun, dass die Gesellschaften nach 1945 absolut produktionsorientiert waren und es den Typus des industriellen Facharbeiters als die entscheidende Figur der Gesellschaft hinauf bis zum Ingenieur, Techniker usw. gegeben hat. Und was die Debatten in den 1960er Jahren in Frankreich bezeugen: Die Stimmungen und Tätigkeiten in diesen Segmenten wirken in der Gesellschaft, im politischen Diskurs erregend. Selbst die Kreisky-Regierung legitimiert sich über den Bezug auf die arbeitenden Menschen und es kommt einer leichten Öffnung gleich, wenn man die diversen Angestellten zu den arbeitenden Menschen zählt. Die Administration der Großsysteme beruht auf dem Modell der lohnabhängigen Fabrikarbeit. Dies kommt einem 20 Jahre nach dem Ende dieser Einheiten völlig absurd vor, aber in den 1970er Jahren waren Fabriken wie Fiat oder VÖEST-Alpine oder British Leyland solche gesellschaftlichen Schaltstellen, die Länder in Streiksituationen zum Kippen brachten. Wenn etwa die englischen Bergarbeiter streikten, war es nicht von regionaler Bedeutung, sondern hatte zur Folge, dass die britische Regierung in einer Krise steckt und mehrere europäische Staaten meinen: wir haben ein Problem. Das Ganze ist von einer Mentalität begleitet gewesen, insofern war es kein völlig verrücktes Fantasma von ein paar Studenten und einigen komischen Zirkeln, sondern eine dominante Vorstellung.

BR: Für mich hat der Trotzismus nie angefangen und nie aufgehört, ich war ja auch nie richtig dabei. Es gibt immer wieder Fälle, wo ich noch dieses Vokabular benütze, das

veraltet klingt. Ich denke, dass es wieder kommen wird, in irgendeiner Form ist es noch immer nicht abgeschlossen für mich, nicht so sehr, was man als Trotzismus bezeichnet, aber einfach das, was ist, nicht sein muss.

AK: Wie wichtig war es, Euch über solche Ismen zu definieren?

SM: Ich bin aus dem Grund Trotzist geworden, weil es da am wenigsten notwendig war, sich zu einem Ismus zu bekennen. Für die Trotzisten war es sehr wesentlich, dass es viele Bereiche gab, in denen überhaupt keine Verbindlichkeit vorgegeben war, das war das Attraktive daran. Ich kann mich sehr gut erinnern, die ersten Diskussionen, die ersten Plattformen sind im inneren Kreis der Trotzisten entstanden. Es gab einen sehr starken Link zu den Feministinnen. Es war keine Frage, wie weit die Frauenautonomie mit einem Ismus verträglich ist. Es gab einen autonomen Frauenkreis, der aus den heftigen Diskussionen hervorgegangen ist. Vor allem die Trotzisten haben es immer gesagt, wir sind vielen Prinzipien treu, aber in der Kultur sind wir Anarchisten. Es war v.a. aber die ganz wichtige Möglichkeit, das Nationale hinter sich zu lassen.

AK: Gab es keine Schaltstellen zwischen kultureller und politischer Arbeit?

SM: Doch, es gab heftige Debatten über einen Nachruf auf John Lennon. Wie ist es mit der proletarischen Dimension von Beatles und anderer Gruppen? Die Beatles eigneten sich aber nicht für das, was in der britischen Sektion an Kontakten zur Musikszene zu finden war, denn das war eher Punk inspirierter »Rock against Racism«. Die andere Szene, in der die Trotzisten sich bewegten, waren die Programmkinos, die Video-kooperativen und ähnliches, dies war ein Alltag, in dem man gelebt hat.

Univ.-Doz. Dr. Siegfried Mattl, Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft, Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte. Forschungsschwerpunkte: Wiener Moderne, Medien und Medientechnologie, Urban Studies, Cultural Studies. Corresp.ed. des International Review of Social History, Koordinator des internationalen Forschungsnetzwerks BTWH - Emergence of Modernity).
Kontakt: siegfried.mattl@univie.ac.at

Mag. Dr. Béla Rásky, Freiberuflicher Historiker, langjähriger Leiter des Austrian Science and Research Liaison Office in Budapest, zuletzt Gastprofessor am Germanistischen Institut ELTE. Autor und Übersetzer mehrerer Bücher und Beiträge zur mitteleuropäischen Geschichte und zur europäischen Kulturpolitik, zuletzt Verfasser des Berichtes des Europarates über kulturelle Vielfalt in Ost- und Mitteleuropa.
Kontakt: bela.rasky@univie.ac.at